

Begehung und Begegnung

Ich sammle Fotos von Straßenschildern in Wien. Alle möchte ich haben. Ich möchte die Stadt erfahren, ergehen, erleben, die im Laufe vieler Jahre meine Heimat wird – das ist kein abzuschließender Prozess, sondern „work in progress“. Ich möchte zum Beispiel wissen, wo eine Straße beginnt, wo sie verschwindet oder verwandelt wieder auflebt, vielleicht als Platz oder schmaler Gehweg; ich möchte sehen, wo sich ihr Häuser und Gärten in den Weg stellen und wo sie wieder auftaucht, worauf ihr Namen hinweist, und mit welchen anderen topographischen Gegebenheiten sie vernetzt ist. Wer hat da gewohnt, wer wohnt da? Wonach, nach wem ist sie benannt? Das Straßennetz unserer Städte sind Erinnerungs- und Mahnsystem, ein Stichwortverzeichnis für ein Lexikon. Das ist eine Eigenschaft, eine Namens- und Bedeutungsübermalung, die es in Amerika nicht gibt: 6th Avenue, 42nd street, sexta Avenida, quinta calle. Die meisten Menschen hierzulande stellen sich dennoch nicht die Frage, an welcher Stelle dieser Enzyklopädie sie geboren sind, wo sich gerade aufhalten, wo sie wohnen, wo sie vielleicht sterben werden und in welche Geflechte sie da jeweils einbezogen sind.

Es ist ein schöner, spätsommerlicher oder frühherbstlicher Sonnentag. Ich bin unterwegs im 14. Bezirk, am Südhang des Wilhelminenbergs, südlich des Flötzersteigs, einer breit ausgebauten und mehrfach überbrückten Hochleistungsstraße, mit dem Schlot der Müllverbrennungsanlage als negativem Wahrzeichen. Etwas unterhalb gibt es einen „Achtundvierziger-Platz“. Der Name hat nichts mit der Straßenbahnlinie zu tun, wie man als gelernter Wiener vermuten könnte, sondern mit der Revolution des Jahres 1848. Zahlreiche aufmüpfige Handwerksleute mit Zorn und Mut haben ihren Kampf für Demokratie und Gerechtigkeit mit ihrem Leben bezahlt. Menschen, die in keinem Geschichtsbuch genannt sind. Aber hier, rund um den Achtundvierzigerplatz, erinnern Namen der Gassen und Straßen an einige dieser Menschen.

Eine Wohnanlage aus den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts, mit einer Längsstraße mittendurch, mit drei Querstraßen, alle mit Namen gefallener „Achtundvierziger“. Einstöckige kleine Reihenhäusern, alle mit einem sehr kleinen Vorhaus, hinter der



Eingangstür führt einen Meter hinter der Eingangsschwelle sofort eine steile, dunkelbraun gebeizte Holztreppe in den ersten Stock, wo ein Kabinett und ein „Zimmer“ den Bewohnern einen bescheidenen räumlichen Luxus vorspiegeln sollen. Unten ein kleines Wohnzimmer, dahinter eine kleine Küche, die auch als Bad und Waschküche dient. Das Schönste aber: hinten hinaus führt die Tür in den kleinen, freundlichen Garten.

Ich halte an einer Ecke des Etschnerwegs, benannt nach einem Tischler, der nur 27 Jahre alt werden durfte, so alt oder jung, wie

viele seiner Mitstreiter. Wenn ich beim Fotografieren von Straßenschildern beobachtet werde, schaut so mancher verwundert oder misstrauisch: Welches besondere Motiv ist darin zu erkennen?

Ich fokussiere auf das vom Gebüsch teilweise verdeckte Schild. An der schmalen Straßenecke ein tischtuchbedeckter Tisch, mit Aschenbecher, als ob man sich in einer Gaststätte befände. Gegenüber vor dem Häuschen, im Sonnenlicht, neben den paar Stufen zum Vorhäuschen, ein alter Mann, sitzend, winkt mit seinem Gehstock herüber: Hallo, du, kumm rüba. Ich denke, er braucht vielleicht meine Hilfe und gehe hin. Er streckt mir die Hand entgegen, ich ergreife sie zum Gruß, und er lässt sie gut zehn Minuten während des folgenden Gesprächs nicht mehr

aus. Als ich sie ihm bei nachlassendem Druck entziehen will, packt er wieder etwas fester zu. „Wie geht’s dir?“ Es schien gerade so, als ob er mich mit jemandem verwechseln würde, den er schon lange nicht mehr gesehen hat. Nach meinem überraschten „Danke, gut“ drehte ich den sanften Rede-Spieß um und fragte, wie es ihm denn gehe. Als ich ihn mehrmals trotz seines „Du“ mit Sie angeredet hatte, bat er mich, ihn doch zu duzen. Er sei 92, fast blind, auf die Entfernung könne er ohnehin nur mehr Umrisse wahrnehmen. In den Dreißigerjahren sei diese Siedlung erbaut worden, er sei der erste hier mit einem Auto gewesen, 60 Jahre unfallfrei. Und jetzt bedrohen ihn Autos, wenn er bei der Apotheke die Straße überqueren will. Er meinte, man respektiere ihn trotz des Blindenstocks nicht.

Er wies auf den angeblich 15-jährigen Nadelbaum vor seinem Häuschen hin, an dessen entholztem unteren Stamm sich eine grün-weiße Gartenpflanze empor rankte. „Kumm, i muss da was zeigen“. Mit einer Hand auf den Stock gestützt, den er auch als seinen Blindenstock bezeichnete, mit der anderen Hand meine Rechte fassend, zog er mich die Stufen hinauf ins Häuschen. Die steile Innenstiege war schon zur Stellage für kleinere Dinge umgewidmet und nicht mehr begehbar. Die beiden Töchter (64 und 56) hätten es ihm verboten, noch einmal hochzusteigen. Sie kümmerten sich um ihn. Und eine Ausländerin käme zweimal die Woche. Schon in der Früh serviere sie ihm das Frühstück. Nein, Not leide er nicht.

Im kleinen Wohnzimmer ein großer Fernseher im Wandverbau, der nütze ihm nur mehr wie ein Radio, und gern höre er auf dem kleinen Radioempfänger Radio Niederösterreich. Ein Bett stand gleich an der Wand, das sich durch das helle Holzgestell deutlich von der dunkelbraunen Wohnzimmereinrichtung unterschied. Es stand dort nach dem Willen der Töchter. Einige Medikamente waren griffbereit auf dem Tisch angeordnet – „keine starken“, meinte er, offenbar mich beruhigend oder sich entschuldigend. Ich musste noch die Küche – gleichzeitig auch Waschküche und Bad – ansehen. Vor dort führt eine Stiege in den Keller – am Geländer könne er sich festhalten und auch wieder hochziehen.

Was er mir zeigen wollte, war sein kleines grünbedecktes Gärtchen, in einem Bauhaus-Garten-Hüttchen erkannte ich einige Gartenutensilien und Liegematten. Abgeschlossen wird der Garten durch einen hohen, überaus ebenmäßig kegelförmigen Nadelbaum, den habe er vor 56 Jahren zur Geburt seiner jüngeren Tochter gepflanzt. Der Gärtner habe damals gesagt, es handle sich um einen „amerikanischen Bambus“. Bambus sieht aber doch etwas anders aus. Der Gärtner habe aber auch nichts Genaueres gewusst.

Manchmal verstand er nicht und fragte nach, trotz eines Hörgerätes an der Ohrmuschel. Sein Mangel an Misstrauen war mir fast unangenehm, leicht könnte ein anderer den alten Mann in so einer Situation ausnützen. Weil ich ja wie immer mit dem Fotoapparat unterwegs war, schlug ich vor, ihn zu fotografieren und ihm die Bilder zu schicken. Bereitwillig posierte nach meinen Anweisungen er im Licht der Spätnachmittags-Sonne, nahm zwecks Abwechslung auch die Brille ab. Beim Abschied betonte er nochmals seine Freude über den „Zufall“, dass wir uns getroffen hätten.



Immerhin, meine „Begehungen“ sind auch ein Werkzeug für Begegnungen.

P.S. Ich habe die gelungenen Fotos, auch des seltsamen Baums, abgeschickt. Bald danach rief mich einer der beiden Töchter an, um sich für die Bilder zu bedanken. Der Vater freue sich sehr, er werde sie, wenn es wieder besseres Wetter gebe, seinen Freunden und Bekannten in der Siedlung zeigen. Sie sei die ältere Tochter. Die jüngere, welcher der Baum als Erinnerung diene, lebe mit ihrem Mann in Dubai. Herr W. habe in der Kammer der gewerblichen Wirtschaft gearbeitet, die jüngere Tochter in der Pensionsversicherung, und sie, die Anruferin selbst, sei in der „Krankenkasse“ tätig gewesen. Ich hatte das Gefühl, die Dame bevormunde ihren Papa, und ich verlangte, mit ihm selbst zu sprechen. Natürlich verstand er nicht alles und reagierte nicht ganz im Sinn meiner Fragen. So nahm ihm die Tochter den Hörer gleich wieder ab und erklärte mir, was der Vater gemeint haben könnte.